

Nr. 205. Bromberg, den 6. September 1930.

Der Hohlofenbauer.

Roman von Gustav Schröer

(7. Fortsetzung.) ———

III.

Der Sonntagmorgen war schwül. Die paar Blumen, die im Garten des Hohlofenhofes standen, ließen die Köpfe hängen. Heinrich Korn selber lag es schwer in den Gliedern.

„Mir ist heut, als hätte ich gestern abend zu viel getrunken", sprach er zu seinem Weibe.

Die neckte ihn. „Zu wenig wird es kaum gewesen sein."

„Aber auch nit zu viel. Ich weiß immer noch, was ich sage und tue."

„Das ist doch auch das wenigste, das man verlangen kann."

„Sag das nit. Das kommt manchmal über den Menschen, er weiß nit wie."

„Damit redet ihr euch immer heraus." Sie wies auf den Fliederbusch. „Den sollten wir uns auch anpflanzen."

Der Bauer antwortete nicht. Er war unruhiger in sich, als er zeigte, kratzte sich oft hinter den Ohren, hätte seiner Frau gern von gestern abend gesprochen und fürchtete doch ihre ruhigen, sicheren Augen und ihr treffendes Urteil. So verbohrte er sich darein: „Ich trage das selber aus. Was geht das die Weiber an? Aber mit dem Rudolf will ich reden."

Und doch schob er auch das auf, obwohl ihm sein Sohn alle Augenblicke über den Weg lief.

Planlos ging er auf den Hof hinaus, stand vor dem verfallenen Mauerreste des Hochofens, der von Winde, Efeu und Thymian überwuchert war, und um den die Schmetterlinge gaukelten, kratzte sich wieder hinter den Ohren und wußte, daß er — ein schlechtes Gewissen hatte. Wenn's am Ende doch das Mariele war?

Rasch schritt er nach den Bienenstöcken hinüber. Die Tiere flogen aufgeregt hin und her. Es war noch reichlich früh im Jahre, aber sie schienen Anstalten zum Schwärmen zu machen. Recht; denn je früher ein Schwarm, desto besser.

Herrgott, wie die Sonne braunte! Heinrich Korn sah nach dem Himmel. Wolken türmten auf. In die Stube zurückkehrend, bemerkte er: „Heute donnert's noch, Mutter."

„Ein Gewitter tät nit schaden. Nur keinen Hagel!"

„Möcht wissen, woher jetzt Hagel kommen sollte."

„Hagelwetter kommt immer, wenn man's am wenigsten erwartet."

„Hast recht. Wenn man's am wenigsten erwartet."

Er kratzte sich wieder hinter den Ohren. „Wo ist der Rudolf?"

„Wo wird er sein? Ist ja die ganze Zeit hier herumgelaufen. Vielleicht ist er in seiner Kammer."

„Ob er denn nit endlich einmal zum Heiraten tun will?"

„Wird er schon, wenn seine Zeit da ist. Das ist seine Sache und geht uns nix an."

Und der Mann auffallend scharf und laut: „Das ist nit wahr. Ist nit seine Sache. Deine und meine ist's. Zuerst deine, du bist die Mutter und hättest dich längst umtun können."

Minna Korn ward stutzig und hielt in ihrer leichten Hantierung inne. „Ich für den Rudolf auf die Freit gehn? Bist du denn nit recht bei Trost? Da läßt sich doch nix vorschreiben. Oder hast du dir das etwa anbefehlen lassen?"

„Ich! Wo doch alles so zusammen paßte. — Was meinst du zu dem Wolfert in Goßberg seiner Klara? Ich dächte, an der wäre nix auszusetzen."

Minna Korn zuckte die Achseln. „Mir gefällt sie nit. Sie ist zu sehr auf den Staat aus."

„Der Wolfert hat's dazu."

„Desto weniger müßte es sein Mädel zeigen. — Laß das nit deine Sache sein. Das kommt alles, wie es muß. Um den Rudolf brauchst du dir keine Gedanken zu machen. Ich möchte überhaupt wissen, was heute in dich gefahren ist. Du tust so, so . . . Ich weiß nit, wie ich sagen soll, aber du bist gar nit wie sonst."

„Dummes Zeug. Wenn man einmal mit dir etwas ernsthaft bereden will, dann ist man nit wie sonst."

„Ja, dafür bist du halt auch der Hohlöfner."

„Damit aber noch lange kein Hanswurst!" brauste der Bauer auf.

Die Frau ließ sich nicht einschüchtern. „Einen Hanswurst hätte ich auch nicht geheiratet. — Dir liegt heute das Wetter in den Gliedern."

„Muß wohl so sein."

Sie schob ihm die Zeitung zu. „Da ist das Blatt. Lies derweile. Das Essen ist gleich fertig."

Wann hätte der Hohlöfner je am Essen gemäkelt? Heute nörgelte er. Die Suppe war zu heiß, das Fleisch zu hart. Seine Frau sah ihn an und schüttelte den Kopf. Auch an dem Sohne rieb sich der Bauer. Er machte kleine, spitze Bemerkungen. Es wäre nachgerade Zeit, ihnen die Arbeit leichter zu machen. Egal die Schinderei und Plagerei und soviel fremde Leute auf dem Hofe.

„Darüber läßt sich reden, Vater," entgegnete Rudolf. „Ich sehe ein, daß du es allmählich leichter kriegen mußt."

Das aber war wieder nicht recht. „Bin noch kein alter Mann," knurrte der Bauer. „Euch junges Volk stecke ich noch alle miteinander in die Tasche."

„Dann weiß ich nit, was du willst, Vater."

„Weiß ich selber nit."

Und Rudolf lächelnd: „Scheint mir auch so."

Da keifte der Hohlöfner: „Halt das Maul. Laß mir von dir keine Vorschriften machen."

Immer stärker schüttelte die Bäuerin den Kopf. In Rudolfs Gesicht aber trat ein trotziger Zug.

Der Tisch war abgeräumt, Heinrich Korn hatte sich die Pfeife gestopft und lehnte in der Sofaecke, die Bäuerin las, die Brille auf der Nase, im kirchlichen Wochenblatte. Rudolf saß am Tische.

„Ich möchte etwas mit euch bereden," begann er.

Die Mutter ahnte, was er vorbringen wollte und wehrte ab. „Muß denn das jetzt sein? Du siehst doch, daß der Vater . . ."

Da fuhr der Bauer hoch. „Was soll mit mir sein? Noch bin ich der Herr im Hause!“

„Aber Vater, es ist doch nit ein Tag wie der andere, und du bist heut mit dem falschen Bein zuerst aus dem Bett gestiegen.“

„Steige immer mit dem richtigen aus dem Bett. — Und nun will ich wissen, was du angestellt hast.“

„Angestellt?“ fragte Rudolf verwundert. „Was soll ich angestellt haben?“

„Hab schon einen Vogel pfeifen hören.“

„Kann ich mir denken, aber vielleicht hat er doch nit ganz richtig gepfiffen. — Ich möchte heiraten.“

Der Hohlöfner pfiff durch die Zähne, sah seine Frau triumphierend an, nickte ihr zu: „Hab ich's nit gesagt?“ Und sich an den Sohn wendend: „Da bin ich auch noch da, und eine Sünde und Schande ist's.“

Immer verdutzter ward Rudolfs Gesicht. Zorn stieg stärker in ihm auf.

„Ich bin kein Schuljunge mehr, habe das Alter reichlich, habe mir bei den Soldaten die Nase putzen lassen . . .“

„Lange nit genug,“ fuhr der Bauer dazwischen.

Nun aber riß die Bäuerin mit einem Ruck die Brille von der Nase und trat an den Tisch heran. „Vater, das ist nit von ungefähr. — Was willst du denn eigentlich? Du weißt noch gar nit, wen der Rudolf bringen will . . .“

„Wen er bringen will? Warum geht er nit damit heraus? Weil er weiß, daß du so gut nein sagen wirst wie ich; weil er weiß, daß das nit sein kann. Eine auf dem Hohlofenhofe, die . . .“

Minna Korn legte ihrem Manne die Hand auf den Mund. „Abwarten, Vater. Nit gleich so wild. Wenn's die ist, die ich denke, dann bist du's ebenso zufrieden wie ich. Rudolf, wer ist's?“

„Das Mariele. Doch keine andere.“

Minna Korn sah, durch ein paar vorwitzige Tränen lächelnd, auf ihren Mann. „Na und nun?“

Dem war der Mund offen stehen geblieben, er hielt die kurze Pfeife in der Rechten, sah ungläubig von einem zum andern, war so völlig überrascht und hilflos, wie ihn auch seine Frau nie gesehen hatte.

Die strich ihm über den Kopf. „Gelt, Vater, wär alles nit nötig gewesen. Das liebe, liebe Mariele. Hast sie selber gern.“

Sie glaubte, völlig gewonnen zu haben.

Der Bauer aber schüttelte ihre Hand ab, fuhr sich über das Gesicht, stand auf, ging kopfschüttelnd hin und her. „Das Mariele! Das hätt' ich nit gedacht. Alles andere, aber das nit.“

Da erkannte Minna Korn, daß sie doch noch nicht am Ziele war und stutzte stärker als vorhin bei des Mannes grundloser Erregtheit. Er stampfte mit harten Schritten, bald den Namen: „Mariele“ murmelnd, bald ein „Dunnerlichting“ zwischen den Zähnen zerbeißend, hin und her.

Rudolf begann, seine Sache wieder selber zu führen.

„Vater, gegen das Mariele wirst du kaum etwas haben können.“

„Hm“, brummte der Hohlöfner.

„Es gibt keine Rechtschaffenere weit und breit.“

„Das ist das wenigste.“

„Ist heutzutage gar nit das wenigste. Die Zeiten sind anders geworden.“

„Mußt du mir das sagen?“ Der Bauer fuhr sich durch die Haare, lachte zornig auf. „Abgekartetes Spiel. Ihr scheinheiliges Volk! Erst gehe ich euch auf den Leim, dann dem . . .“ Er brach ab und hieb durch die Luft.

Sein Weib ahnte deutlich irgendein Vorkommnis.

„Wem bist du auf den Leim gegangen?“ fragte sie.

„Den zweien. Dem Rudolf, der das Maul nit aufgetan hat, und dem Mariele, der — Scheinheiligen, die . . .“ Er arbeitete sich in hellen Zorn hinein, die Bäuerin aber ließ sich nicht verblüffen.

„Und wer ist der andere?“

„Der andere? Habe ich was von einem anderen gesagt? Nit ein Wort.“

„Doch, Vater, du sagtest: Und dem —“

„Hör andermal besser hin. Überhaupt: Kümmer dich um deine Gänse und rede nit in Männergeschäfte.“

„Vor dem Essen waren's Weibersachen.“

„Kreiz Deibel, wer ist hier der Herr im Hause, du oder ich?“

„Das hat mit Herr und Haus nix zu tun. Du bist Rudolfs Vater und ich bin die Mutter, die ihn geboren hat.“

Rudolf trat dem Vater einen Schritt näher, und der Hohlöfner war überrascht, als er ihn mit den Augen maß. Geradezu eine Offenbarung war ihm sein Fleisch und Blut. War das sein Junge, der entschlossene, ruhige, kernige Mensch, in dessen Gesicht nur eins geschrieben stand: Ich weiß, was ich will, und ich gebe nicht nach?

„Vater, das ist nit von ungefähr, daß du so wild bist. Am Mariele kann's nit liegen. Ich bitte dich, laß uns ruhig über die Sache reden. Was hast du am Mariele auszusetzen?“

Der Bauer ließ sich wieder in die Sofaecke fallen. „Erstens, daß sie mir um den Bart gegangen ist, um mich zu kirren.“

„Sie hat es ehrlich gemeint und ist nit anders gewesen als früher. Wär aber ein komisch Mädel, das den Sohn heiraten will und den Vater schlecht behandelte.“

„Laß mich nit behandeln.“ Der Hohlöfner sah an seinem Weibe vorüber, die jetzt ruhig wartend zur Seite stand, beobachtete und kein Wort mehr verlor. Er wußte, daß sie seine Schauspielerei durchschaute, versuchte aber den Schein zu wahren und fuhr ruhig und scheinbar sachlich fort: „Zweitens: Du kriegst den Hohlofenhof. Das ist der größte in Schönbach und den Nachbardörfern. Damit übernimmst du eine Verpflichtung, Rudolf. Du stehst nit für dich, wie ich nit allein für mich stehe.“ Im pastoralen Ton redete er, täuschte seinen Sohn, nicht aber seine Frau, die, leise lächelnd, zum Fenster hinaussah.

Der Bauer aber, nachdem er eine Weile ruhig geblieben, sprang, der Abmachung gedenkend, sich erinnernd, daß er erklärt, er wolle sich einen Hanswurst nennen lassen, sich des Enders höhnisches Gesicht vormalend, und doch in Wirklichkeit einzig überwältigt von heißem Erbarmen mit dem lieben, blondzöpfigen Mädel, mit beiden Beinen wieder mitten hinein in seinen Zorn, gegen sich selber wütend.

„Soll der einzige vom Hohlofenhofe nit mehr können als das ärmste Mädel freien? Was nutzen die langen Zöpfe? Mag sich das Zeug abschneiden lassen, daß sie aussieht, wie sich's gehört. Könnte den beiden Weibern so passen, sich ins warme Nest zu setzen. Ist eine verfluchte Heuchelei, und du Hansnarr bist ihnen auf den Leim gegangen. Soll sich was schämen, die alte Berteleissin.“ Er hieb auf den Tisch. „Kommt mir keine auf den Hof, die nit wenigstens ihre abgezählten fünftausend Taler hat! Punktum. Mein letztes Wort. Richte dich danach!“

Rudolf stand eine dicke Zornesader auf der Stirn. Er sah den Vater an. Der schlug die Augen nieder. Des Sohnes Blick war schmerzlich und war verächtlich.

„Dein letztes Wort“, begann er. „Gut, wenn's denn gleich und durchaus bis zum Letzten ausgeredet sein muß. Ich denke aber, wir reden trotzdem noch einmal darüber. Sagen wir in drei Tagen. Das ist Zeit genug zum Nachdenken.“ Der Hohlöfner fluchte, seine Frau stand bereit, zwischen die Männer zu springen, Rudolf beherrschte sich, aber er ging unerbittlich auf sein Ziel los.

„Vater, hättest du dir die Mühe gemacht, mich kennenzulernen, dann wärst du heute nit so verwundert. Ich weiß, daß du mich für einen Schwächling gehalten hast. Du hast all die Jahre her kaum ein gutes Wort für mich gehabt. Ich habe nie gehört, daß du etwas gelobt hättest, das ich machte. Es war nit leicht, sich damit abzufinden. Weise mir eine einzige Stunde nach, in der ich dir die schuldige Ehrfurcht versagt hätte. Ich tu's auch jetzt nit, aber ich sage: Der da jetzt redet, ist nit der Hohlöfner, das ist ein anderer. Der Hohlöfner ist nit hartherzig, ist nit geldgierig, hat das Mariele so gern wie ich. Dem Hohlöfner könnt ich jetzt die Hand geben und sprechen: Ich danke dir, Vater. Du sollst sehen, daß du mit uns zweien, dem Mariele und mir, ein schönes Alter haben wirst. Dem andern aber sage ich: Vom Mariele lasse ich nit! Nit wenn der Himmel einstürzt! Du hast vom Hof geredet. Was der Hof ist, weiß ich. Es ist nit ein Stein, nit eine Furche, die mir nit heilig wären, aber: Hier das Mariele, da der Hof, und ich nehme das Mariele. Ich will dich nit nötigen, Vater, aber tu mir den Gefallen und laß uns in drei Tagen noch einmal darüber reden. Daß das Mariele nit viel Geld hat, weißt du. Bleibst du dabei, daß sie fünftausend Taler mitbringen muß, dann — treibst du mich aus dem Hause; denn es ist keine Aussicht, das Geld zusammenzubringen. Und warten, bis

ich graue Haare habe oder auf deinen Tod lauern, das tue ich nit. So, Vater, das wäre, was ich zu sagen hätte. Nix zuviel, nix zu wenig. Und jetzt gehe ich zum Mariele. Vom Mariele laß ich nit!"

Er ging mit festen Schritten zur Tür hinaus. Dem Hohlöfner aber hatten des Sohnes männliche Worte die Sprache verschlagen. Fremd sah er sich in der Stube um, fremd blickte er auf sein Weib. Die setzte sich neben ihn, und die hellen Tränen liefen ihr über die Wangen: „Vater!"

(Fortsetzung folgt.)

Dressur.

Skizze von **Wolfgang Federau.**

Als Liane Carsten wenige Wochen nach Eröffnung der Saison in Heringsdorf auftauchte, mußte sie zunächst zu ihrer Enttäuschung feststellen, daß ihr Erscheinen unter den männlichen Badegästen keinerlei Sensation zu verursachen vermochte. Obgleich das Wort „Tänzerin" in der Kurliste und im Fremdenbuch ihres Pensionats prangte.

Natürlich machte sie im Laufe der Zeit einige Bekanntschaften. Aber die jungen Leute, die hier ihren kargen Urlaub verbrachten und ängstlich darauf sahen, ihren festgesetzten Etat um Himmels willen nicht durch unvorhergesehene und unverhältnismäßige Ausgaben ins Wanken zu bringen, schüttelte sie bald verächtlich von sich ab.

Liane war auf etwas Größeres aus. Ihre Karriere als Tänzerin hatte schon längst den natürlichen Abschluß gefunden. Sie hatte die Abenteuer und Exaltationen einer stürmischen Jugend hinter sich und wollte jetzt einfach nichts anderes, als heiraten. Sie war sechsunddreißig Jahre alt, und es schien ihr jetzt höchste Zeit zu sein, sich einen Mann zu suchen, der geeignet und willens war, ihr ganzes weiteres Leben mit dem seinen zu verbinden.

Aber der einzige, der in Frage kam, war Baron Rütten. Ein nicht mehr ganz junger Mann, offensichtlich reich und bekannter Weise unbeweibt. Liane hatte ihn ein- oder zweimal bei offiziellen Veranstaltungen der Badedirektion als Tischherrn gehabt und ziemlich schnell herausgefunden, daß er in keiner Weise das war, was man einen Lebemann nannte. Das war nun gewiß eine Chance. Andererseits merkte sie aber auch sehr rasch, daß es nur einen einzigen Weg gab, ihn zu fesseln. Er schätzte die Frauen nicht nach ihren geistigen Eigenschaften ein. „Auch die klügste Frau ist einem durchschnittlich intelligenten Manne immer noch unterlegen" hatte er einmal gesagt. Und da er offensichtlich sehr klug war, gab sie sich keine Mühle, durch ihre immerhin nicht geringe Unterhaltungsgabe zu glänzen.

Blieb also der andere Weg. Nicht durch den Geist, sondern durch die Sinne zu locken. Baron Rütten gestand — vielleicht um seine reservierte Kühle zu entschuldigen — in irgendeiner vorgerückten Stunde ziemlich unumwunden, daß er die Daseinsberechtigung einer Frau lediglich in ihrer Schönheit begründet finde, und daß eine schöne, wenn auch dumme Frau ihn mit jedem geistigen Mangel versöhnen könnte, sofern letzterer sich nur nicht in offensichtlichen Geschmacklosigkeiten dokumentiere.

Am nächsten Morgen, als Liane, gefolgt von ihrem schönen schottischen Schäferhund, der ihr das Badebündel nachtrug, über die Promenade ging, traf sie den Baron Rütten in Gesellschaft seines unzertrennlichen Begleiters und Freundes, des Fabrikanten Lurch. Vor ihm hatte Liane bei all ihrer Weltgewandtheit eigentlich immer ein wenig Angst. Er hatte so merkwürdig kalte, graue Augen. Doch wollte sie sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen und forderte die Herren liebenswürdig auf, sie zu begleiten.

„Wohin?" fragte Rütten heiter.

„Nach der freien Seite des Strandes — baden. Ich mag den Betrieb in der Anstalt nicht recht."

„Aber wir baden nicht, Gnädigste", bemerkte Lurch.

„Wasserscheu?" entgegnete Liane spöttisch.

„Das weniger", meinte Rütten. „Aber da wir beide noch ein paar kleine Kriegserinnerungen aus Mazedonien her, Malaria und sonstige Scherze, mit uns herumtragen, scheint es uns geraten, den Anweisungen unseres Arztes zu gehorchen. Finden Sie das so schlimm?"

„Gar nicht", lächelte Liane. „Sie werden mir Gesellschaft leisten und meine Kleider bewachen."

„Ersteres mit Vergnügen — für das letztere dürfte Ihr Hund genügen. Wie heißt er eigentlich?" sagte Lurch.

„Pollux", entgegnete Liane.

„Ach ja", entfuhr es dem Fabrikanten.

„Wieso ach ja?" fragte Liane und runzelte erstaunt die Brauen. „Wußten Sie das denn? . . ."

„Ich habe einmal gehört, wie Sie den Hund riefen", lächelte der Fabrikant. „Jetzt fiel es mir wieder ein . . ."

Sie gingen sehr weit hinaus — die Tänzerin sagte, sie hätte da ein wundervolles, gänzlich unbekanntes Plätzchen entdeckt.

Man plauderte über dies und jenes, bis Liane sich schließlich entschloß, ins Wasser zu gehen. Die Herren blieben, wo sie waren — der Hund begleitete sie und ließ sich dicht vor den kleinen murmelnden Wellen nieder, die in eintöniger Wiederholung an dem gelben Sand hinaufleckten.

Die Tänzerin ging sehr mutig und forsch in das hier ziemlich rasch tief werdende Wasser hinein, drehte sich noch einmal um, rief den wartenden Herren ein Scherzwort zu und schwamm dann sofort hinaus.

Plötzlich bemerkte der Baron, wie die Tänzerin einen weißen Arm hochstreckte und gellend schrie „Hilfe — Pollux — Hilfe". Die beiden Männer sprangen auf, stürzten zum Wasser. Aber schneller als sie war der Hund, und ehe sich der Baron einiger hindernder Kleidungsstücke entledigt hatte, war das Tier bereits bei seiner Herrin, hatte sie beim Badetrikot gepackt, und man sah, wie es eifrig und keuchend mit seiner Last dem Ufer zustrebte.

Der Fabrikant war zurückgelaufen und kam jetzt mit dem Bademantel zurück, denn Pollux hatte bei seinem Rettungswerk das hübsche Trikot der Tänzerin recht unschicklich und ziemlich weitgehend zerrissen. Vorsorglich und höflich hüllte er die Tänzerin ein. Der Baron hatte sich die ganze Zeit nicht vom Fleck gerührt, hatte die Frau mit brennenden Augen betrachtet. Und erst jetzt, da sie, lachend und prustend und sich schüttelnd, sagte: „Mein Gott, beinahe wäre ich ertrunken", ward ihm das Unziemliche seiner Haltung bewußt, und er errötete wie ein Knabe . . .

Am späten Nachmittag traf der Fabrikant den Baron, wie er, mit einem großen Strauß Rosen bewaffnet, ein Blumengeschäft verließ.

„Trinken Sie eine Tasse Kaffee mit mir, oder haben Sie es sehr eilig?" fragte er.

Der Baron zögerte.

„Hm", meinte er, „so eilig habe ich's eigentlich nicht."

„Das ist recht", lachte Lurch. Und schon saßen sie auf der Terrasse eines der netten Strandcafés.

„Ja, also", stotterte Rütten endlich, „ich wollte unserer Freundin einen Besuch machen. Wollte mich erkundigen, wie ihr das Abenteuer bekommen ist. Ich schäme mich eigentlich ein bißchen. Ich habe mich nicht sehr anständig benommen und die Situation ungebührlich ausgenutzt. Wirklich — sie hat einen klassisch schönen Körper."

„Na — ich weiß — ich wußte es schon von früher her", sagte Lurch sehr ruhig.

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte der Baron heftig.

„Ach — nur das: der Hund, dieser Pollux, ist auf Lebensrettung und auf das Zerreißen des Trikots dressiert. Ich sah denselben Vorgang im vergangenen Jahr in Norderney — ich war zufällig Augenzeuge."

Der Baron schwieg sehr lange. Endlich stand er auf. „Sagte ich Ihnen schon, daß ich heute abend abfahre, lieber Freund?" meinte er. „Ich will noch ein paar Wochen im Gebirge verleben."

„Sie tun recht daran", entgegnete Lurch.

Der Ober lief den Herren nach, als sie sich langsam entfernten.

„Diese Rosen hier", keuchte er.

„Ich schenke sie Ihnen", sagte der Baron ruhig.

 Bunte Chronik 

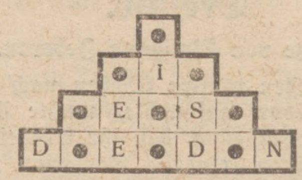
*** Schmugglerware im Sarkophag.** Der Direktor des Belgrader Museums Petkowitsch erhielt vor einiger Zeit einen Brief von dem bekannten englischen Ägyptologen Bremer, der dem Belgrader Museum eine Mumie im Sarkophag als Geschenk anbot. Der Engländer übernahm alle Unkosten, die durch den Transport bis zur jugoslawischen Grenze entstehen würden. Das Geschenk wurde selbstverständlich mit der größten Freude von seiten der Museumsverwaltung angenommen. Einige Tage später erschien bei Petkowitsch ein Unbekannter, der sich als Agent der Transportgesellschaft empfahl. Der Agent erklärte, daß sich der Sarkophag bereits im Zollamt befände, und daß das Zollamt einen sehr hohen Zoll verlange. Deshalb müßte Petkowitsch entweder ein Zeugnis ausstellen, daß der Sarkophag dem Museum gehöre oder selbst im Zollamt vorsprechen. Petkowitsch, dem der Unbekannte verdächtig erschien, erklärte, er wolle die kostbare Sendung persönlich in Empfang nehmen. Nach einiger Zeit wurde der Museumsdirektor ins Zollamt beordert, um nicht nur den Zoll, sondern auch eine große Geldstrafe zu zahlen, und zwar für einen großen Posten Schokolade, der zusammen mit der Mumie hineingeschmuggelt war. Der ganze Sarkophag war mit Schokolade ausgelegt. Es stellte sich heraus, daß ein Angestellter der jugoslawischen Transportgesellschaft auf den Gedanken gekommen war, auf diese sinnreiche Weise Schokolade einzuschmuggeln. Der Museumsdirektor, der mit der Schmuggleraffäre nichts zu tun hatte, weigerte sich ganz entschieden, die Strafe zu bezahlen. Die kostbare Mumie wurde daraufhin vom Zollamt zur Zwangsversteigerung abgegeben, konnte aber nicht verkauft werden, da sich kein einziger Käufer fand, der den hohen Preis bezahlen konnte. Zuletzt sah sich die Regierung genötigt, einzuschreiten. Die Geldstrafe wurde dem Museum erlassen und das Geschenk zollfrei übergeben.

*** Eine Frau, die Uhren zum Stehen bringt.** In London lebt, so behauptet eine englische wissenschaftliche Zeitschrift, eine Frau, die die sonderbare Eigenschaft besitzen soll, in dem Augenblick, da sie ein Zimmer betritt, die dort befindlichen Uhren zum Stillstand zu bringen. Verläßt sie jedoch das Zimmer, so fangen die Uhren wieder an zu gehen. Ein englischer Gelehrter erklärt zu diesem merkwürdigen Fall, daß es Menschen gibt, deren Haut von einer bisher unbekannten chemischen Substanz durchtränkt ist, die eine besondere Wirkung auf gewisse Metalle und Steine ausübt. Es ist ein ähnlicher Fall, wenn manche Menschen imstande sind, sog. kranke Perlen durch Tragen eines Kolliers am Halse wieder gesund zu machen. Es besteht auch die Möglichkeit, daß die betreffende Frau durch Auto-Suggestion die Wirkung der erwähnten chemischen Stoffe in ihrer Haut erzeugt. Jedenfalls steht hier die Wissenschaft vor einem noch ungelösten Rätsel. Übertriebene Sensitivität eines Menschen kann unter Umständen die sonderbarsten Folgen haben.

*** Der verräterische Zeitungsausschnitt.** Eine geheimnisvolle Geschichte beschäftigt seit ungefähr zwei Monaten die Marseiller Polizei. Damals verschwand auf unaufgeklärte Weise der britische Generalkonsul in Marseille. Natürlich wurde auch die Polizei der Nachbarländer gebeten, ihr Augenmerk auf diesen Fall zu richten. Kürzlich saß ein spanischer Kriminalbeamter in einem Kaffeehaus in Barcelona. Plötzlich wurde er auf einen Gast aufmerksam, der angelegentlich eine französische Zeitung studierte. Den Polizisten interessierte es, welche Meldung wohl den Fremden so fesseln mochte. Ein Artikel über den verschwundenen Generalkonsul in Marseille! Das schien dem Kriminalbeamten verdächtig. Dann zog der Gast eine Taschenschere und schnitt sich den Artikel aus. Nun gab es für den Spanier keinen Zweifel mehr: Er hatte den Mörder des Engländers vor sich. Er verhaftete den Fremden auf der Stelle. Der Draht spielte sofort zwischen Barcelona und Marseille, und ein Lichtbild des Verhafteten ging nach Frankreich. „Nein", mußte jedoch nach eingehender Untersuchung die Marseiller Polizei antworten, „es kann sich nicht um den Mörder Lees handeln." Dann aber kam die freudige Überraschung, das schmerzstillende Pflaster für den spanischen Kriminalbeamten: „Der Verhaftete wird seit langem gesucht. Er hat hier anderthalb Millionen Franken gestohlen." Warum der Gauner den Zeitungsartikel ausschnitt, ist bisher ein Rätsel geblieben.

 Rätsel-Ecke 

Pyramiden-Rätsel.



Die Punkte dieser Abbildung sind durch Buchstaben zu ersetzen: derart, daß wagerechte Wörter entstehen. Sind es die richtigen Wörter, so bezeichnet die Pyramidenlinie den Namen einer Stadt.

*

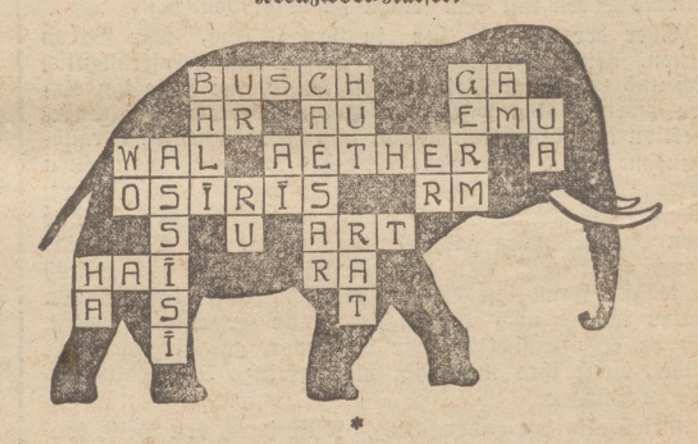
Rätsel.

Ich bin ein Kranz von schönen Frau'n.
Doch nimmst du mir das „e" heraus,
Bin ich sehr schmerzlich anzuschau'n,
Und mancher reißt auch vor mir aus.

*

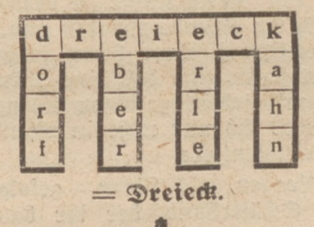
Auflösung der Rätsel aus Nr. 198.

Kreuzwort-Rätsel:



*

Kamm-Rätsel:



= **Dreieck.**

*

Rechenaufgabe:

Sechsunddreißig Gänse waren auf dem Hofe.

36 doppelt = 72
von 36 die Hälfte = 18
von 36 ein Viertel = 9
die fremde Gans = 1
100.

*

Scherz-Rätsel: Sommerfrische.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.